

Humanität und christliche Propaganda

Autor(en): **Efferoth, Hugo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Geistesfreiheit**

Band (Jahr): **2 (1923)**

Heft 11

PDF erstellt am: **19.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-407120>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

GEISTESFREIHEIT

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Des „Schweizer Freidenkers“ 6. Jahrgang

Erscheint monatlich

Geschäftsstelle:

J. Wanner, Mythenstraße 9, Luzern
Postcheckkonto VII 1033



Der Glaube ist zum Ruhen gut,
Doch bringt er nicht von der Stelle;
Der Zweifel in ehrlicher Männerfaust,
Der sprengt die Pforten der Hölle.

Theodor Storm.



Abonnementspreis:
Jährlich Fr. 4.- (für Mitglieder der
F. V. S. Fr. 3.-), halbjährlich Fr. 2.-
(für Mitglieder Fr. 1.50)

Insertionspreis:
Die Millimeterzeile oder deren
Raum 8 Rp.

Sonnenwende.

E. Br. Die Wiederkunft der Sonne, der Bringerin der Fruchtbarkeit, der wohlthätigen Wärme, der Erweckerin neuen Lebens, war schon in urferner Zeit von den Menschen bemerkt, jubelnd begrüßt und gefeiert worden. Ihre kindliche Phantasie schuf aus der Sonne ein lebendes, nach Menschenart handelndes Wesen. Im Wechsel der Jahreszeiten, im Wechsel von Tag und Nacht erschauten die Menschen das Wirken und den Kampf gegensätzlicher Mächte, denen sie sich bedingungslos unterworfen fühlten. Sie, die Schwachen, die Nichtsvermögenden, standen unter der Herrschaft und Willkür der Gewaltigen, der Schicksalbestimmenden: der Götter. Abzuwenden das Schlimme: die sengende Dürre, den zündenden Blitz, des Wassers furchtbare Not, den Allesvernichter Tod, zu wirken das Gute: die belebende Wärme, den tränkenden Regen, die neuauflössende Saat, warfen sie sich hin vor den Göttern in brünstigem Anruf und Gebete, und, um den finstern oder zornigen Sinn der Mächtigen zu erweichen, oder sichtbar zu danken für empfangene Wohltat, brachten sie ihnen dar Opfer an Früchten, an Tieren und Menschen. — — —

Vor des Menschen sehendem Auge sind die Götter längst in Nichts versunken. Wir wissen: nicht die Willkür höherer, überweltlicher Mächte macht das Korn reifen oder läßt es vom Hagel zerschmettern, nicht Gebet noch Opfer scheucht hinweg die kalten Wolken von der Sonne, die sie zu lange verhüllten, oder erwirkt erquickenden Regen der im Sonnenbrande verschmachtenden Flur. Wir beten nicht, und wir opfern nicht; unser Gefühl der Natur gegenüber ist nicht mehr das bedingungsloser, sklavischer Abhängigkeit. Aber wir sind uns wohl bewußt, daß wir, trotzdem wir einst gefürchtete Naturkräfte in unsern Dienst zu zwingen vermochten, doch alles, was wir sind und haben, von der Natur empfangen, daß wir selber ein Stück der Natur sind, und daß es keine größere Lächerlichkeit und Torheit gäbe, als sich über die Natur erheben, über sie triumphieren zu wollen. Sonne und Regen sind für uns die Quellen des Lebens so gut wie für den Menschen der Urzeit, so gut wie für Pflanze und Tier. Gefühl der Belebung, der Hoffnung, der neuen Kraft, des frischen Wollens erfüllt uns, wenn nach langen Tagen grauverhängten Himmels die Sonne wieder hervorbricht, wenn im Frühling der Schnee taut und das junge Grün im Sonnenglanze sproßt und duftet.

So liegt es in der Natur des Menschen begründet, wenn er den Tag feiert, an dem die Sonne sich wieder seinem Erdstriche zuwendet und die Winternacht sich anschickt, dem lenzlichen Morgen zu weichen. Und darum kann es auch gar nicht anders sein, als daß dem das Dasein geistig erfassenden Menschen die Sonne zum Sinnbild der Erkenntnis, des Schönen, Guten und Wahren geworden ist, daß er als Sprosse der Natur, als Kind der Sonne — und nicht als Rückfälliger in alte Anschauungen und kultische Gebräuche — den Tag der Sonnenwende feierlich begeht, und daß sich dabei sein Herz neuen Hoffnungen öffnet, sein Auge zuversichtlicher in der Menschheit Zukunft blickt.

Wir Freidenker können und wollen uns dieser in der Natur wurzelnden Feier nicht entziehen. Wir begehen aus tiefstem Herzensgrunde Sonnenwende

als die *Glaubenden* nicht nur an die geistige und sittliche

Entwicklungsmöglichkeit der Menschheit, sondern an die in der Natur begründete, unverlierbare und nicht zu beirrende Entwicklungsnotwendigkeit,

als die *Hoffenden* auf ein einstiges Menschendasein edlerer Art, wo Vertrauen, Liebe, Lebenslust im reinen Genuß des Schönen, im frohen Schaffen des Guten die lichten Brücken zwischen Menschen geworden sind und unsere Zeit voller Not, Trübsal und abertausendfältigen Kampfes wie ein wüster, wilder, unverständlicher Traum zurück und begraben liegt,

als die *Wollenden und Wirkenden* im Heute, daß sie einst komme, die herrliche Zeit des großen Friedens, der seligen Eintracht, des freudigen Schaffens aller für alle, des Sieges und der Führerschaft der Besten,

und als die *Frohen*, die erkennen, daß jeder Mensch, der ernst und wahrhaft diesem Ziele zustrebt, sich selber innerlich umbildet zu dieser edleren Lebensauffassung und Lebensgestaltung und die Mächte bekämpft, die solchem Aufwärtsschreiten alten, dunkeln Wahn oder die Bürde der Not, oder den Fluch des Unfriedens oder das fratzenhafte Scheinglück der Selbstsucht oder andere Finsternisse und Schuttwälle unserer dunklen, friedelosen Zeit in den Weg legt,

daß jeder Mensch, der diese Frevler am Wachstum der Menschheit bekämpft, selber schon eine Sonnenwende bedeutet, einen ersten Strahl, ein erstes Tag und Frühling verheißendes Aufleuchten am fernen Horizont der Zukunft.

Nicht aus den Fernen des Aethers kommt uns der Menschheit Sonnenwende — du schaffst sie in dir, mein Freund, und du, und du, wir alle; des sei uns der Tag, den wir feiern, ein mahnend Mal!

Humanität und christliche Propaganda.

Von HUGO EFFERTH, Dresden.

Darin besteht eigentlich der vornehmste und ausschlaggebende Unterschied zwischen modernem und antiken oder mittelalterlichem Denken, daß das Bewußtsein der Gegenwart den Begriff der «Menschheit» gebildet und dieses Abstraktum — denn um einen abstrakten, ideellen Begriff handelt es sich, wenn anders Mitteleuropäer und Fidji-Insulaner noch überhaupt zwei verschiedene Wesen einer Art sind — in die schicksalbelastete Rolle eines ethischen Problems gehoben hat. Den antiken Philosophen, wie den mittelalterlichen Kanoniker kümmerte weder das einzelne menschliche Leben, noch das der Gesamtheit der Menschen, wenn es nicht durch außerhalb von ihm selbst liegende Faktoren erst einen eigentlichen Inhalt erfahren hatte. Wer, wie bei den Griechen, zu den «Barbaren», nämlich den Nicht-Griechen gehörte, wer nicht, wie bei den Römern, Teil des «senatus populusque Romanus» war, wer sich nicht, wie bei der Christenheit des Mittelalters, der «heiligen Mutter der allein-seligmachenden Kirche» zurechnen durfte, hatte keinen Anspruch auf Mitgefühl und eine alles Menschliche umfassende Liebe. Die Hochachtung vor dem «Menschen an sich» ist erst ein Kind der jüngsten Philosophie; höchstens die Stoiker des cäsarischen Roms hatten schwache Anläufe zu jener Humanität unternommen, die uns Menschen des 18., 19. und 20. Jahrhunderts selbstverständliche Basis aller Ethik —

selbst bei Stirner und Nietzsche — dünkt; aber Seneca blieb halb oder ganz unverstanden, zum mindesten unwirksam. Mit August Comte, dem Vater und Meister des Positivismus, dessen philosophisches Lebenswerk zur Bildung des modernen Bewußtseins die allermeisten Bausteine herbeigetragen hat, schwingt sich diese moderne Humanität geradezu zu einer Religion, einem Kult und einer Kirche vom Menschen auf.

Es ist ergreifend, zu beobachten, wie die Prinzipien dieses neuen Bewußtseins immer leidenschaftlicher in den letzten Jahrzehnten sich der Gemüter bemächtigten... Wie Staatsmänner selbst Hannibalischen Formats sich wenigstens mental ihnen beugen müssen oder aber — man vergleiche das Wüten des deutschen Militarismus in Belgien und dessen Widerhall — an diesem geistigen, moralischen Fluidum elend zerschellen. Wie ferner sich die Wertschätzung des menschlichen Lebens folgerichtig auf das Leben überhaupt überträgt und wie selbst ein Marktflecken in Hinterpommern nicht mehr ohne seinen Tierschutzverein auskommen kann, ja wie sogar die Antivivisektionisten Englands mächtig genug wurden, in vielen Wahlkämpfen zum Unterhaus den Ausschlag zu geben. Opiumkrieg, Kongogreuel, Konzentrationslager im Burenkrieg, Deportationen nach Sibirien und in Belgien, Armenierrmassakres — in immer größeren Kreisen umfließt das sogenannte «Weltwissen» den Erdball; immer gebieterischer wurde und wird seine Stimme. Man sage nicht, daß die praktischen Wirkungen dieser Tatsache gering seien und der «Realpolitiker» eben daraus seinen Erfolg zöge, daß er auf sie pfeife. So einfach liegen die Dinge gewiß nicht. Das Humanitätsbewußtsein ist da und wirkt, ob das nun das einzelne Individuum merkt oder nicht, eingesteht oder nicht. Und so wirkt es stets mehr prophylaktisch als klinisch, mehr allgemein vorbeugend und unbewußt leitend als spezifisch heilend und laut kommandierend. Man vergleiche nur einmal die Reden und Noten der Staatsmänner in den letzten Jahren in Europa und zähle nach, wie oft sie sich darin alle miteinander auf die Humanität und die Sache der Menschlichkeit berufen: Selbst wenn die Mentalität und der «Cant» Alpha und Omega der Diplomatie bleiben soll, wird man zugestehen, daß man diese Sprache gar nicht sprechen kann, wenn man nicht unbewußt den moralisch-energetischen Faktoren ihrer Begriffswelt bereits sich untergeordnet hat.

Naturgemäß hat auch das Christentum sich mit dieser neuen, im besten Sinne «gottlosen» (weil nur den Menschen betrachtenden und umfassenden) Zeitidee schlecht und recht abfinden müssen, wenn es nicht an ihr hätte zerschellen wollen. Elastisch und beweglich, wie nun schon einmal das Populismus ist, wenn wirklich Gefahr im Verzug ist, sind von ihm rücksichtslos frühere Vorstellungen zugunsten der Humanität fallen gelassen worden. Der beste Kenner des amerikanischen Sektenwesens, Müller, («Das religiöse Leben in Amerika», Jena 1911) sieht mit Recht die Grundlage des Erfolgs, den dort Baptisten, Christliche Wissenschaftler, Mormonen, Sabbatisten, Methodisten e tutti quanti bei den Massen erzielen, darin, daß von ihnen die frühere, offiziell-kirchliche Vorstellung von der Hölle und der ewigen Verdammnis als gegen den modernen Humanitätsbegriff verstoßend völlig fallen gelassen ist. Ebenso schmeichelt der Spiritismus dem modernen Bewußtsein Hunderttausender von Unkritischen, weil er die Gestalten der Unterwelt, des Hades, des «Jenseits» nicht als borstige Gesellen wie früher, als Teufel mit Bockshörnern, spitzer Gabel und höllischem Schlund zitiert, sondern gewissermaßen als idealisierte Menschenkinder, als gute Kameraden aus der Geisterwelt, mit denen man ganz menschlich und rein menschlich sich unterhalten kann. Auch die Heilsarmee, die heute Erdteile umspannt, wäre nichts ohne ihre völlig gottfreie, gottlose Philanthropie.

Dort aber, wo das Christentum seine alte Gestalt noch beibehalten hat, kommt es mit der Humanität in einen Konflikt, dem es gar nicht ausweichen kann. Das ist, bei dem Wesen des offiziellen Christentums, eigentlich nur folgerichtig. Der christliche Gott ist ja das in den Himmel hinein gespiegelte eigene Ich. Alles, was der christliche Mensch sich selbst wünscht, das dichtet er seinem Herrgott als dem Idealbild seiner eigenen und häßlichen Unvollkommenheit an: Wissen bis zur Allwissenheit, Macht bis zur Allmacht. So thront er dort oben, der Prototyp des christlichen Haus-

vaters, der für die Seinen, aber auch nur für die Seinen sorgt, wenn die Seinen wieder für ihn sorgen. Eine ideologische Assekuranz des Egoismus! Wer außerhalb dieser mystischen Versicherungsgesellschaft steht, zählt nicht. Ist aber einmal das Wesen des offiziellen Christentums solcher Egoismus, dem für das Aufgehen und Sich-Versinken im Gefühl des Menschlich-Allzumenschlichen jeder Sinn fehlt, so ist der Konflikt mit den Prinzipien moderner Humanität unmittelbar gegeben. Es läßt sich mit Leichtigkeit das «eherne Gesetz» der Kulturgeschichte aufstellen und nachweisen, daß Inhumanität und Christentum, statt sich zu fliehen nach der Lehre des Nazareners, sich immer geradezu gesucht haben. Vor allem hatte dieses Gesetz stets gegenüber dem «Heiden», der ja eben nicht von der christlichen Assekuranz erfaßt wurde, Gültigkeit. Ich habe vor mir eine Betrachtung des bekannten rassenpolitischen Schriftstellers Dr. Paul Rohrbach über die Anschauungsweise der persönlich so bigotten und teilweise wirklich frommen *Buren bezüglich der Tätigkeit der Missionen in Afrika*; Rohrbach schöpft aus eigener Erfahrung in Südafrika, wenn er schreibt: «Die Buren haben die Mission unter den Eingeborenen von vorneherein mit einem gewissen Mißtrauen angesehen und sind nie zu ihren wirklichen Freunden geworden. Die Idee, selbst nur auf religiösem Boden biblisch gesprochen, vor Gott oder im Jenseits, die Eingeborenen als Brüder oder auch nur als Mitmenschen anzusehen, war ihnen in aller Naivität absurd. Tatsächlich verfahren die meisten Missionare in diesem Punkt gegenüber den Eingeborenen auch mit einer gewissen Vorsicht (!), was aber nicht hindert, daß andere, namentlich aber die eingeborenen «Evangelisten», die gleich mit einer gewissen Bibelkenntnis und eigener Bibelauslegung ausgerüstet sind, diese Vorsicht nicht nur vermissen lassen, sondern das Selbstgefühl der eingeborenen Rassen gegenüber den Weißen auf einer vermeintlich religiösen Basis direkt und systematisch aufstacheln.» Mit anderen Worten: Da, wo der Vorteil des Weißen bedroht ist, zählt das Christentum mit seiner Gleichheit aller Menschen vor Gott keinen Pfefferling, und am wenigsten bei seinen treuesten und fanatischsten Anhängern, eben den Buren. Es versteht sich geradezu aus seinem Wesen, daß es sich vom Egoismus zurechtstutzen lassen muß, wo dieser Egoismus die in ihm sonst gültigen Lehren nicht mehr brauchen kann. Denn der Egoismus ist ja gerade die Kraft, aus der die christlichen Vorstellungen fließen; er muß also auch so souverän sein, diese Vorstellungen willkürlich zu ändern, wo sie ihm nicht mehr passen. Nach jenem Rohrbachschen Urteil kann man sich aber nun auch eine Vorstellung von dem grimmigen Humor des Bildes machen, das in Afrika jedesmal entsteht, wenn ein weißer Missionar, der — nach Rohrbach — die «gewisse Vorsicht» walten läßt, auf einen schwarzen Missionar, etwa der American Methodist Episcopal Negro Church, stößt, der natürlich diese «gewisse Vorsicht» nicht kennt und seinen Schwarzen das predigt, was in der Bibel eben steht. Woldemar Schütze, der vor dem Weltkrieg einer der bekanntesten literarischen Verfechter militaristisch ausgestatteter deutscher Kolonialpolitik war, nennt deshalb auch mit Recht die schwarzen Missionare die «gefährlichsten Feinde» europäischer Kolonisationsbestrebungen. Tableau!

Ein ähnliches Beispiel geradezu typisch christlicher Inhumanität bieten die *fromm-puritanischen Hinterwäldler Amerikas* im 18. und anfangs des 19. Jahrhunderts. Die Ausrottung der Indianer wurde geradezu mit dem Alten Testament begründet, wo ja auch die Kanaaniter mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden wären. Berüchtigt sind die regelrechten Skalpjuden dieser vertierten Patentchristen gewesen. Nur ein kleiner Ausschnitt aus dieser Lederstrumpf-Zeit! Ich folge hier dem Ethnologen, Hauptmann a. D. Friederici («Skalpieren und ähnliche Kriegsgebräuche in Amerika, Braunschweig 1906): Unter dem Kommando von Oberst Chivington, einem Prediger der Methodistenkirche (!) wurde ums Jahr 1867 ein Rachezug gegen die Cheyenna- und Shoshone-Indianer wegen einiger Pferdediebstähle von den christlichen Trappern und Goldsuchern geführt. Das Indianerlager wurde in aller Stille von Oberst Chivingtons Truppen umzingelt, und eine Szene des schrecklichsten Schlachtens nahm ihren Anfang. Als man den Gottesmann um Verhaltensmaßregeln bat, rief er aus: «Verflucht sei

ein jeder, der mit Indianern Mitleid hat!» Als ein Leutnant Richmond sah, daß drei Weiber und fünf Kinder gefangen genommen waren, tötete und skalpierte er sie alle acht, ohne sich durch ihr Flehen um Gnade rühren zu lassen. «Die an den Körpern der Erschlagenen verübten Abscheulichkeiten müßten die gewandteste Erfindungsgabe von Teufeln herausfordern, um etwas ähnliches zu ersinnen. Ein jeder der Ermordeten wurde skalpiert; aber hierin stellten sich die christlichen Weißen nur auf eine Stufe mit den Wilden. Die Geschlechtsteile beider Geschlechter wurden abgeschnitten. Die Häute der männlichen wurden getrocknet, um Tabaksbeutel daraus zu machen, während die Geschlechtsteile der Weiber als Hutbänder getragen wurden und in einem Falle als ein falscher Schnurrbart.» Als das mit Skalpen geschmückte irreguläre «Regiment» wieder in Denver einrückte, wurde es mit Ovationen empfangen. Ein Mann trug beim Einzug ein Weiberherz auf einer Stange aufgespießt.

Die Propaganda des Christentums in den außereuropäischen, außerchristlichen Ländern ist in der Tat etwas, das das moderne Humanitätsbewußtsein zur Empörung treiben muß. Aber man wird sich darüber klar zu sein haben, daß die über Negerrücken geschwungene Nilpferdepeitsche oder der vom Schädel der Rothaut abgerissene Skalp unmittelbar zum Wesen dieses Christentums gehören. Auch etwa die Greuel der mittelalterlichen Inquisition sind ja nicht allein mit der moralischen Primitivität des Mittelalters erklärt. Der christliche Mensch ist auch der egoistische Mensch par excellence. Mit dem Blick empor zu Gott — und Gott ist ihm nur das geschmeichelte Bild seiner selbst — hat er den Sinn und damit auch die Liebe zu dem, was ihn umgibt, verloren. Der beste Beweis dafür ist, daß — eine Kleinigkeit, aber ein Symptom! — alle klerikalen Länder auch die Länder der traditionellen Tierquälerei sind, und daß der Tierschutz und der Tierfreund, beide erst von dem echten Freidenkertum geboren werden mußten. Es bleibt schon dabei, was einmal Svante Arrhenius, der bedeutendste Astronom der Gegenwart, geschrieben hat: «Im großen und ganzen kann man nicht leugnen, daß die Begriffe von der allumfassenden Natur und die von Freiheit und von Menschenwert immer gleichzeitig fortschritten oder gleichzeitig stillstanden. ... Derjenige, welcher sein Auge den in der Natur gebotenen unendlichen Möglichkeiten öffnet, wird nicht durch Trug oder Gewalt sich, seinen Verwandten, Gesinnungsgenossen oder Landsleuten auf Kosten der Mitmenschen Vorteile anzueignen suchen.»

Ein Weihnachtsgespräch.

«Wie — bei Ihnen finde ich einen Christbaum? Sie, der sich «Freigeist» nennt, ein Feind der Kirche — Sie feiern

das Weihnachtsfest, welches doch, soviel ich weiß, ein Fest der Christen, der Kirche ist? Wo bleiben da die antichristlichen Prinzipien?» —

«Verzeihung, Sie machen mich lächeln. Es ist jedoch nicht das berühmte «Verlegenheitslächeln», wie Sie vielleicht glauben mögen. Denn Ihre erstaunten Fragen überraschen mich keineswegs; überraschen mich schon deshalb nicht, weil mir bekannt ist, wie wenig die Auffassungen zu treffen, die gewöhnlich von dem Begriff «Freigeist» und den damit verknüpften Relationen in Umlauf sind. Zunächst, Sie dürfen nicht etwa annehmen, daß ich das Christentum in Bausch und Bogen verwerfe. Nein! Meine Feindschaft richtet sich vielmehr gegen das Christentum als den zum Dogmatismus erstarrten Aberglauben, gegen die Kirche als Verdummungsinstitut, mit Hilfe dessen es der Hierarchie seit jeher gelang und noch immer gelingt, der Ausbeutung geduldige und ergebene Objekte zu züchten: Diese Kirche, deren Geschichte, wie die sogenannte «Weltgeschichte» überhaupt, mit Blut geschrieben ist!»

«Hm — Sie werden meine Neugierde verzeihlich finden: Wollen Sie mir nicht erläutern, welches nun nach Ihrer Meinung die «richtige» Vorstellung des Begriffes «Freigeist» ist?» —

«Aber mit Vergnügen! *Freigeist* — gut, nehmen wir, das Wort beim Wort, so werden Sie mir zugestehen müssen, daß der Träger desselben eben durch diese Bezeichnung, dem ganzen Anfang und Inhalt ihrer Bedeutung nach, schon an sich dazu berechtigt ist, seine eigene, durch Suchen und Forschen errungene, auf Wissen und Vernunft begründete und an keinerlei traditionellen oder dogmatischen Zwang gekettete, mithin *freie* Ansicht von einer Sache zu haben.» —

«Und wie erklären Sie nun den geradezu kontradiktorischen Gegensatz zwischen Ihrer kirchenfeindlichen Gesinnung und der Feier eines christlich-kirchlichen Festes?» —

«Kontradiktorisch? Dieser Widerspruch besteht nur scheinbar und meine Ueberzeugung schließt nicht aus, Weihnachten, wenn nicht mit, so doch neben den Gläubigen zu feiern. Lassen Sie mich zunächst ein Beispiel wählen: Nehmen wir an, Sie lesen mit Vorliebe Romane, Dramen oder auch Märchen, kurz *Dichtungen*, von welchen Sie im Voraus wissen, daß sich das, was Sie lesen, nie und nirgends hat begeben. Aber es wird Ihnen nie einfallen, sich den Genuß solcher Lektüre darum zu versagen, weil Sie von vorneherein überzeugt sind, daß es nur «Erdichtetes» ist. Hier handelt es sich einzig um das spezifisch Aesthetische, um reine Gefühlssache, unter Ausschuß jeder grübelnden Verstandestätigkeit und auf die Wirklichkeit übertragenden Nutzenanwendung. Ebensowohl kann ich die Melodie eines Liedes mit christlichem Text «schön» finden, kann es singen oder spielen, ohne mich viel mit albernem «Bedenken» herumzubalgen.

Feuilleton.

Bücher [schweizer]der Freidenker.

«*Lottis Wunderfahrt*», Neue Märchen von Carl Flubacher. Mit Bildern von Werner Stöcklin. Erschienen im Drei-Rosen-Verlag, Basel 19. Preis, hübsch gebunden: Fr. 3.20.

Vor allem die Frage: Sollen wir Freidenker unsern Kindern Märchen erzählen oder nicht? Vergehen wir uns nicht gegen den Grundsatz der Wahrhaftigkeit, wenn wir's tun? — Die Antwort gibt uns die Erinnerung an unsere eigene Kindheit: Wie herrlich war es damals im Märchenlande! Wie konnte man da staunen und sinnen! Und wie freute man sich, wenn dem Schlechten von recht-schaffenen Zwerglein das üble Handwerk gelegt ward und zu armen guten Leuten in Gestalt einer gütigen Fee oder eines Wichtelmännchens das Glück kam!

Aber so ganz bedingungslos rede ich dem Märchen doch nicht das Wort; denn es kommt sehr darauf an: was für Märchen. Nicht alle eignen sich für Kinder, auch wenn sie Kindermärchen heißen, selbst nicht alle der Grimmschen, sind sie doch dem vom Glauben an Hexen, Teufel und Gespenster erfüllten und geängstigten Volksgemüt entsprungen, und dieses dunkle «Personal» ist auch heute noch recht dazu geeignet, den Kindern das Fürchten beizubringen, also dass sie sich nicht mehr ins Dunkle wagen. Man mag ihnen noch so oft sagen, dass es derlei Unholde nicht gebe und nie gegeben habe, die Kinder unterscheiden nicht so scharf zwischen Wirklichkeit und Phantasie, und wenn eines zur Furchtsamkeit neigt, so wird ihm die Einsamkeit und namentlich die Dunkelheit zu grausamer Qual.

Von den modernen Märchenerzählern haben die meisten geglaubt, der unheimlichen Requisite aus der mittelalterlichen Geistes-rumpelkammer nicht entraten zu können, um ihren Märchen Spannung und den Duft des Wunderbaren zu verleihen. Und damit fallen sie, wenigstens für freigeistige Erzieher, ausser Betracht, denn zu schwarz steht das Wort Hexe im Schuldbuch der Menschheit, zu

lebendig ist noch im Volke der Gespensterglaube, und zu eifrig predigt die orthodoxe Kirche den Teufel, als dass wir unsere Kinder auch nur spielend mit diesen Figuren dunkelster Geistesherkunft beschäftigt wissen möchten.

Flubachers Märchen sind frei von unzeitgemässer Schauerromantik, und sind nicht weniger spannend und reizvoll; dazu geht durch sie ein Duft feiner Lieblichkeit, und auch wo schlimmes Geschehen geschildert ist, löst es sich auf in irgendwie befreiender Weise, oder das düstere Bild war ein Traum und das Kind erwacht glücklich in die bessere Wirklichkeit hinein. Es sind ausnahmslos gemütvollte Märchen, die im kindlichen Herzen Gutes wirken müssen. Ohne auch nur einen Anflug moralisierender Tendenz zu haben, ist ihnen erzieherische Kraft eigen: vielleicht nicht zuletzt auch deshalb, weil sie das Kind nicht wegführen in weite Raum- und Zeitfernen, sondern es sich selbst und die Nöte und Hoffnungen seiner Zeit erleben lassen, und es inmitten der Dinge umspielen, die es um sich sieht. Besonders möchte ich in diesem Zusammenhange die Märchen hervorheben, die zum Kinde sprechen von der grausamen Unvernunft des Krieges und den Nöten und bitteren Enttäuschungen, die das blutige Unheil über die Menschen verhängt. Wie wenig Friedenserziehung ist noch in unserer Jugendliteratur! Hier treffen wir auf ein ganz feines Stück davon. Aber auch sonst werden die besten Gefühle des Kindes angeregt: Mitleid und Mithilfe mit den Menschen, Verständnis und Liebe für die Tiere. Im übrigen lässt der Verfasser den kleinen Leser duftige Weihnachtsmärchen erleben, führt ihn dem guten Sankt Nikolaus zu, erzählt ihm von Sagen der heimischen Erde und vieles andere mehr.

Dem herzzugewinnenden Inhalt entspricht die einfache, flüssige, dem kindlichen Verständnis angepasste, aber künstlerisch wohlbedachte Sprache, in der man da und dort treffenden Neubildungen begegnet.

Reichhaltiger und fein ausgeführter Bildschmuck: Federzeichnungen von Werner Stöcklin, ist dazu angetan, den duftigen Märchenschatz den Kindern noch lieber zu machen. Und so ist diesem höchst willkommenen Werke auf dem Gebiete der Jugendliteratur